

Geschichte statt Märchen

Neulich bin ich im Estrich meiner Eltern auf eine Kiste mit alten Aufsatzheften aus der Primarschulzeit gestossen – offenbar hatte meine Mutter es nicht übers Herz gebracht, diese Zeugen des Spracherwerbs von mir und meinen Geschwistern wegzuwerfen. Sorgsam hatte sie diese in Plastiktüten verstaut und vor Staub und Spinnweben geschützt. Und ich sage Euch: Zum Glück hat sie das getan! Denn die Geschichten, die sich darin finden sind in der Tat historische Dokumente von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Zukunft der Schweiz, wie ich im Folgenden zeigen werde.

Ich habe Euch eine solche Geschichte mitgebracht. Sie stammt aus einem Schultagebuch aus der 2. Klasse, mit dessen Hilfe wir lernen sollten, in Worte zu fassen, was wir in unserem Alltag erlebten. Die Lehrerin sagte dazu jeweils am Anfang der Lektion: Wir sollten in unseren eigenen Worten erzählen. Was meinte sie damit? War es möglich, in den Worten von jemand anderem zu sprechen?

Doch hier also zunächst die versprochene Kostprobe, der Tagebucheintrag vom 20. Mai 1990 – passend zu unserer heutigen Aktion, mein frühestes Schriftstück zum Thema Wandern. Da heisst es:

„Am Sonntag gingen wir mit der ganzen Familie in den Wald. Wir marschierten auf einen Berg. Und als wir da waren, suchten wir zuerst einmal Holz. Als es 12 Uhr war, brätelten wir Würste. Danach wanderten wir wieder nach Hause, wo wir alle ein Eis bekamen.“

Würste, wirklich? Na ja, ein Eis haben wir bekommen an dem Tag. Und der Rest? Es ist sehr wahrscheinlich, dass eine Familie in der Schweiz am Sonntag den 20. Mai 1990 um 12:00 Uhr Würste gebraten hat – aber ob wir das waren?

Der Verdacht, dass ich an diesem Tag nicht gelernt habe Geschichten zu schreiben, sondern Märchen zu erzählen, liegt nahe. Und er bestätigt sich, wenn ich sehe, was ich sonst noch Schönes erzähle im Aufsatzheft. Zum Beispiel unter dem Titel „Weihnachten bei uns zu Hause“: Da bringe ich, Tochter muslimisch-albanischer Eltern, das volle Weihnachtsprogramm: Geschmückter Baum, fetter Gänsebraten, Berge von Geschenken, ein paar schöne Weihnachtslieder. Auch die Aufgabe von den Sommerferien zu berichten, löste ich mit Bravour, in dem ich,

Ihr seht es kommen, eine bizarre Collage von Strand, Italien, Hotel und ja, Delfinen! entwarf. Die Note daunter: 5,5!

Offenbar hatte die Lehrerin keinerlei Verdacht geschöpft, dass ich ihr die Hücke volllog. Doch warum tat ich das?

Nun, zumindest beim Weihnachtsthema passte die Aufgabe der Lehrerin schlicht nicht auf mein Leben. Also passte ich mein Leben der Aufgabe an. Ich wusste ja, aus dem Fernsehen und von den Erzählungen anderer Kinder, wie Weihnachten geht, was da so ungefähr vorkommen sollte. Und schrieb daraus fleissig das Märchen vom normalen Weihnachtsfest. Und das Märchen von den normalen Ferien. Und das Märchen vom normalen Sonntag mit der Familie. Alles ganz normal.

Doch wo waren die Sonntage, die Ferien und Feiertage, die ich tatsächlich erlebte? Waren die abnormal? War es falsch, am Sonntag etwas anderes zu tun, als im Wald Würste zu braten? Gehörten meine erlebten Geschichten nicht ins Schulheft? Und hatte ich selbst wirklich so gar nichts zum Thema Wanderung zu sagen?

Wie dem auch sei, damals stellte ich die Märchen von der Normalität vor die Geschichten meiner Alltagsrealität. Meine eigenen Worte, die hatte ich noch lange nicht gefunden.

Und wie ist das heute?

Die pädagogisch-didaktischen Konzepte haben sich seit meiner Schulzeit sicherlich ein ganzes Stück weit an die neuen Realitäten angenähert. Auf herkunftsoriginelle Kinder wie mich wird heute stärker eingegangen. Zum Beispiel mit sogenanntem HSK-Unterricht. Dieser Unterricht wird nicht von den staatlichen Schulen angeboten, sondern beruht auf der Eigeninitiative der verschiedenen migrantischen Gemeinschaften. Hier lernen die Kinder die Albanische Sprache. Und nicht nur das, sie lernen auch, wo ihre Heimat *eigentlich* ist, und wie die dazugehörige Kultur auszusehen hat. Dies entnehmen wir bereits dem vielsagenden Namen HSK: *Heimatliche Sprache und Kultur*.

Die Heimat dieser Kinder, die in der Schweiz geboren wurden und zumeist schon die sogenannt dritte Generation bilden, ist also nicht die Schweiz. Und schlägt man eines der Lehrbücher auf, das zur albanischen Geschichte, dann finden sich auf S. 38/39 zwei Seiten zur Diaspora. Im hervorgehobenen Infokästchen lesen wir:

„Die Diaspora stellt ein sehr wichtiges und untrennbares Element des Volkes dar. Obwohl in der Migration, haben sie Augen und Herz auf ihr

Vaterland gerichtet.“ Da dürfte also kein Zweifel übrigbleiben, wo man hingehört.

Immerhin! Könnte man sich doch sagen, immerhin gibt's da ein Land, das uns offenbar haben will und uns als Teil der eigenen Geschichte betrachtet.

Denn als Teil der Schweiz, so schien es mir oft in der Schulzeit und scheint es mir leider noch öfter heute, werden wir nicht gesehen. Davon zeugen schon Feinheiten wie die niemals alt werdende Rückfrage: Woher kommst Du denn *eigentlich*? Aber noch deutlicher zeugen davon die politischen Schläge, die es im Laufe der letzten Jahre in unsere Schweizer Gesichter mit Migrationshintergrund gesetzt hat. Das Land, in dem wir geboren wurden, in dessen Strassen wir Fahrrad fahren gelernt und unsere ersten heimlichen Zigaretten geraucht haben, das Land wo wir zur Schule gegangen sind, wo wir Freundschaften geschlossen und uns verliebt haben, das Land in dem wir leben nennt uns Ausländer. So zumindest heissen wir in den Geschichten, die am lautesten gegen unsere Ohren dröhnen dieser Tage. Die Hauptrollen darin werden fast ausnahmslos besetzt mit männlichen, nicht nur ihrer Hautfarbe wegen dunklen Gestalten. Und so lesen wir fast täglich von der sogenannten Ausländerkriminalität, von Sozialhilfebetrügern, von Balkan-Rasern, Balkan-Machos, Patriarchen, Terroristen, Islamisten, Dschihadisten, Sadisten!!!

Ich weiss nicht, wie es euch geht damit; aber ich erkenne mich nicht wieder in diesen Geschichten. Sie passen nicht auf meine Realität und riechen schwer nach Märchen. Märchen, die dazu legitimieren sollen, Schweizerinnen wie uns aus dem Land zu schaffen, ihre Menschenrechte zu beschneiden und, so der nächste Geniestreich von rechter Seite, doch am Besten gleich das Völkerrecht als Ganzes auszuhebeln.

Weder das Geschichtsbuch vom albanischen Vaterland noch die rechte helvetische Propagandamaschinerie vermögen die Realitäten der Kinder zu erfassen, die heute in der Schweiz die Schulbank drücken. Ihre Geschichten hören nicht an den Grenzen der Nation oder Ethnie auf, vielmehr beginnen sie dort. Ihre Geschichten sind auf vielfältigste Weise von Wanderung geprägt – und zugleich tief in der Schweiz verwurzelt.

Mittlerweile verstehe ich, wie wichtig die Lektion gewesen wäre, die uns die Lehrerin damals beibringen wollte: Die eigene Geschichte mit den eigenen Worten erzählen zu können. Wenn ich heute die alten

Schulhefte aus der zweiten Klasse durchblättere, wird mir klar: Wusste ich damals nichts Besseres, als vom Wandern als einer gecopypasteten Geschichte aus Würsten und Wanderschuhen zu erzählen, so war dies nicht, weil ich nichts zum Wandern zu sagen gehabt hätte. Vielmehr lagen die Geschichten vom Wandern, wie ich es kannte aus meinem Leben und dem der Menschen um mich herum, verschüttet unter den gröber gehauenen Geschichten der anderen. Wandern wie ich es kannte, war eines mit improvisierter Ausrüstung und auf ungesicherten, schlecht markierten Pfaden, von denen man nicht wusste, wo sie einen hinbringen würden.

Ich bin froh, dass unsere Pfade uns heute zusammengebracht haben, hierher nach Dietikon. Ich danke Euch dafür, ein Stück mit uns gewandert zu sein. Ihr habt so dazu beigetragen, dem eintönigen Märchen vom bösen Ausländer eine Vielfalt lebendiger, weit interessanterer Geschichten von einer bewanderten Schweiz entgegenzusetzen.

Ich hoffe, ihr kommt im nächsten Jahr wieder um an diesen Geschichten weiterzuschreiben.